

# LEIBGEDÄCHTNIS UND UNBEWUSSTES

Thomas Fuchs

## Abstract

In traditional psychoanalysis the unconscious was conceived as a primary intra-psychic reality, hidden 'below consciousness' and only accessible to a 'depth psychology' based on metapsychological premises and concepts. In contrast to this *vertical* conception, the paper presents a phenomenological approach to the unconscious as a *horizontal* dimension of the lived body, lived space and intercorporeality. It manifests itself particularly in the 'blind spots' of a person's performance and behaviour, in actions that she avoids or in possibilities that she hides from herself. This approach is based on a phenomenology of body memory which is defined as the totality of implicit dispositions of perception and behaviour mediated by the body and sedimented in the course of earlier experiences.

**Keywords:** body memory, unconscious, phenomenology, lived space, intercorporeality.

Il n'y pas d'homme intérieur,  
l'homme est au monde et c'est  
dans le monde qu'il se connaît.  
*Maurice Merleau-Ponty*<sup>1</sup>

## Einleitung: Psychoanalyse und Phänomenologie

Psychoanalyse und Phänomenologie, zwei etwa zur gleichen Zeit entstandene Theorien<sup>2</sup>, beide in ihrem Selbstverständnis grundlegende Wissenschaften der Subjektivität, sind einander gleichwohl fremd geblieben. Dies dürfte maßgeblich in ihrer antithetischen Auffassung von der Rolle des Bewusstseins begründet sein. Der Psychoanalyse erschien es nur als ein glänzender Firnis über einer unauslotbaren Tiefe eigentlich wirksamer psychischer Kräfte und Prozesse. Für die Phänomenologie hingegen wurde das Bewusstsein zum Spiegel oder zum Licht, in dem alle Phänomene erst zutage treten und als solche erscheinen. Bewusstsein als Sphäre des bloßen *Scheins* oder aber der *Erscheinung* – so ließe sich dieser Gegensatz etwas zugespitzt zusammenfassen. Antithetisch mussten dementsprechend auch die Auffassungen vom Unbewussten einander gegenüberstehen: Entweder galt es als die eigentliche Quelle des Seelenlebens, als verborgene Sinnstruktur und Triebkraft, die sich auf vielfältige, aber verschlüsselte Weise auch gegen die bewussten Intentionen des Subjekts seinen Weg bahnte. Oder aber das Unbewusste musste beschränkt bleiben auf ein implizites Bewusstes, das dem Bewusstsein oder der Reflexion potenziell zugänglich blieb, jedenfalls dem Subjekt nicht prinzipiell fremd sein konnte. In Husserls Worten:

«Was ich nicht ‚weiß‘, was in meinem Erleben, meinem Vorstellen, Denken, Tun, mir nicht als vorgestellt, als wahrgenommen, erinnert, gedacht etc. gegenübersteht, „bestimmt“ mich nicht geistig. Und was nicht in meinen Erlebnissen, sei es auch unbeachtet oder implizite intentional beschlossen ist, motiviert mich nicht, auch nicht in unbewusster Weise» (Husserl 1952, 231).

Diese Auffassungen scheinen kaum überbrückbar. Doch bei aller Opposition haben Psychoanalyse und Phänomenologie, näher besehen, doch einen gemeinsamen Ausgangspunkt: Es ist die cartesianische Auffassung des Bewusstseins als «klarer und distinkter Perzeption», die Annahme einer Selbstdurchsichtigkeit des Bewusstseins, soweit es seine eigenen Gehalte betrifft. Das Cogito ist bei Husserl die gegenwärtige Evidenz, die notwendige Appräsentation aller Gehalte im anschauenden Bewusstsein, ohne welches sie in die Irrealität von Vergangenheit oder Zukunft zerrinnen oder entweichen. Alle Erinnerungen, alle Vorstellungen, alle Möglichkeiten des Bewusstseins müssen sich gleichsam an diese evidente Gegenwart klammern, um nicht zu vergehen. – Doch nicht wesentlich anders betrachtet Freud das Bewusstsein: Bewusst ist nur jeweils «...die Vorstellung, die in unserem Bewusstsein gegenwärtig ist, und die wir wahrnehmen» (Freud 1943, 29). Bewusstsein wird also wie im klassischen Denken als Raum aktueller Vorstellungen oder Repräsentationen aufgefasst. Das Unbewusste ist dann der Raum, der konzipiert wird, um alle anderen, nicht gegenwärtigen Vorstellungen aufzunehmen. Ein zweideutiges, wissend-unwissendes Bewusstsein lehnt Freud ab, denn «...ein Bewusstsein, von dem man nichts weiß, scheint mir doch um vieles absurder als ein unbewusstes Seelisches» (Freud 1940b, 243). Bewusstsein muss sich selbst durchsichtig sein, oder es ist kein Bewusstsein.

Die Psychoanalyse revoltiert damit zwar gegen die klassische Bewusstseinsphilosophie, überwindet sie jedoch nicht, sondern übernimmt unbenutzt ihre Voraussetzungen. Es verhält sich ähnlich wie in der heutigen Auseinandersetzung zwischen Neurobiologie und klassischer Philosophie: Das souveräne, autonome Bewusstseinssubjekt, das die Neurobiologie entthronen zu müssen glaubt, ist selbst nur ein dualistisches Konstrukt. Getrennt von seinem Leib und seinem Leben, beschränkt auf gegenwärtige „mentale Zustände“, wird das körperlose und insofern ohnmächtige Ich zur leichten Beute des neurobiologischen Reduktionismus, und die Rolle des Unbewussten als des eigentlich mächtigen Untergrunds übernimmt nun das materielle Gehirn. Damit droht nun freilich eine Naturalisierung der Subjektivität, die sich ungleich verdinglichender auswirken könnte als Freuds Deutung des Menschen als «*homo natura*», von der Binswanger (1957) sprach.

Nun hätte die von der Phänomenologie in ihrem weiteren Verlauf zunehmend in den Vordergrund gerückte Dimension der *Leiblichkeit des Subjekts* eigentlich auch zum Kern der Psychoanalyse werden können. Freud sah bekanntlich nicht nur den Ursprung des Ich im Körperlichen.<sup>3</sup> Auch in der psychoanalytischen Triebtheorie spielte der Körper eine entscheidende Rolle – ging sie doch von einer entwicklungsgeschichtlichen Stufenfolge von Partialtrieben aus, die unter dem Primat bestimmter Körperregionen stehen, und deren «Tribschicksale» die psychische Entwicklung des Individuums

bleibend prägen. Doch trotz dieser Konzeption machte sich auch in der psychoanalytischen Theorie der Dualismus von Körperlichem und Seelischem geltend. Die Triebe sind für Freud letztlich objektiv-somatischer, nicht leiblicher Natur; und ihre Repräsentanzen gehören nicht einem libidinösen Leib des Subjekts an, sondern bereits der Psyche als einem inneren, verborgenen Apparat, in dem Triebabkömmlinge und Triebenergien ineinander umgewandelt und auf verschiedene Instanzen verteilt werden – ein Apparat, der sich nur aufgrund äußerer Anzeichen wie dem Körperausdruck oder aber auf dem Weg über die Sprache entschlüsseln lässt. Der Körper blieb damit letztlich nur als Ort symbolischer oder imaginiertes Bedeutungen von Interesse, sozusagen als ein primäres Projektionsfeld der Psyche, das immer nach seinen verborgenen Bedeutungen zu hinterfragen war. Dass Seelisches immer zugleich auch leiblich sein könnte, war im dualistischen Paradigma nicht denkbar.

Mit dem Begriff des «seelischen Apparats», der zweifellos auf Freuds eigene frühe Gehirntheorie zurückgeht, war zudem ein Gebilde entworfen, das als eine Art von innerem Behälter für Abbilder und Erinnerungen der äußeren Realität diente. Als «Objektrepräsentanzen», «Imagines» usw. introjiziert, bevölkerten sie die verschiedenen Kompartimente der Psyche und entwickelten darin in Verbindung mit den Triebenergien ihr Eigenleben. So blieb das Ich von maßgeblichen Anteilen dieser Kompartimente durch radikales Nichtwissen getrennt: Das topische und dynamische Unbewusste ist nach Freud grundlegend vom Vorbewussten als dem latent und implizit schon Gewussten verschieden (Freud 1940c, 77f.). Zwischen dem Vorbewussten und dem Unbewussten steht der ökonomische Mechanismus der Verdrängung, und sowohl das Verdrängte wie das Verdrängende, also das Motiv der Verdrängung entziehen sich dem Bewusstsein. Als Belege für diese Konzeption konnte Freud zum einen auf körperliche Symptome oder *Fehlleistungen* verweisen, die dem Ich als fremd oder unsinnig gegenüberträten, zum anderen auf die Differenz von manifestem und latentem *Trauminhalt*, die einer unbewussten Zensur zuzuschreiben sei, nicht zuletzt auch auf den *Widerstand*, den der Patient in der Analyse der Bewusstmachung des Verdrängten entgegensetzte.

Allerdings geschah diese radikale Abspaltung des Unbewussten um den Preis, dass es zumindest eine problematische Zwitterstellung zwischen subjektivem Erleben und objektiven Vorgängen annahm (Waldenfels 2002, 294), ja letztlich doch der Objektivität des psychischen Apparates zuzuteilen war. Freud löst das von ihm entdeckte Paradox, dass man «etwas weiß und gleichzeitig nicht weiß» und mit «einer Blindheit bei sehenden Augen geschlagen ist» (Freud 1957, 175 Anm.) durch die Aufspaltung der Psyche in zwei Teile wieder auf. In der Konsequenz wird das Unbewusste zum «inneren Ausland» (Freud 1940c, 62), also zu einem Äußeren im eigenen Inneren, dessen Sinn und Wirkung dem Subjekt fremd und quasi-objektiv gegenüberstehen. – Hier ist allerdings nicht nur an Husserls Einwand gegen eine dem Subjekt gänzlich fremde Motivation zu erinnern. Wie sollte das Subjekt darüber hinaus imstande sein, sich einen solchen fremden Sinn wieder anzueignen, wenn es nicht ein sowohl ursprünglich als auch latent noch immer *eigener* Sinn wäre? Die psychoanalytische Therapie könnte dann nur

rationale Einsichten in die Mechanismen des eigenen Inneren vermitteln, jedoch nicht zu einer wirklichen Integration der Persönlichkeit beitragen. Dass «*wo Es war, Ich werden*» sollte, bliebe dann nur eine Sache des expliziten Wissens, nicht der Aneignung.

Die phänomenologische Kritik an dieser Konzeption bewegte sich nun auf verschiedenen Wegen.

1. Sartre sah im Unbewussten nicht eine das Subjekt von außen her begrenzende Gegebenheit, sondern eine grundlegende Modalität des für die Subjektivität konstitutiven Selbstverhältnisses, nämlich die der Unaufrichtigkeit, der «*mauvaise foi*» (Sartre 1962, 91ff.). Das Subjekt nimmt ein ambivalentes Verhältnis zu sich selbst ein; es läßt sich gewissermaßen in eine «gewollte Unaufmerksamkeit» gleiten: Man weiß etwas nicht *und* will es nicht wissen; man sieht etwas nicht *und* will es nicht sehen, und wird so zum Getäuschten und Täuschenden in einer Person.

2. Eine vergleichbare Form des Doppelbewusstseins läßt sich, wie Bernet (1997) es unternommen hat, in Husserls Analysen der Bildwahrnehmung, des reproduktiven Bewusstseins, der Erinnerung und vor allem der *Phantasie* finden: Diese Bewusstseinsformen sind jeweils mit einer Doppelung von Anwesendem und Abwesendem verbunden, so dass das Ich gleichzeitig in zwei verschiedenen Welten lebt; damit können sie auch als Paradigmen für das Verhältnis von Bewusstem und Unbewusstem dienen.

3. Ein anderer Weg, den Dualismus von Bewusstem und Unbewusstem zu überwinden, besteht darin, den Raum der Subjektivität gewissermaßen in der *Vertikale* zu erweitern, so dass er die Phänomene des Triebs, des Drangs als eine grundlegende Schicht einzuschließen vermag. Diesen Weg der Umdeutung der Freudschen metapsychologischen Begriffe in eine elementare Lebenstätigkeit, die dem bewussten Selbsterleben immer voraus- und zugrundeliegt, haben in Ansätzen Max Scheler (1928), dann vor allem Michel Henry (1992) beschritten.

4. Schließlich besteht die Möglichkeit, ausgehend von der Ambiguität des Leibes im Verständnis Merleau-Pontys, die Subjektivität in der *horizontalen* Dimension zu erweitern und das Unbewusste im leiblichen *Verhalten*, im *Lebensvollzug* und in den Strukturen des *Lebensraums* einer Person aufzusuchen. Dabei kommt dem Leibgedächtnis eine besondere Rolle zu, insofern es die leiblichen und zwischenleiblichen oder Beziehungserfahrungen eines Menschen in implizit wirksame Bereitschaften verwandelt, die als solche meist unbewusst dem Lebensvollzug zugrunde liegen.

Diesen Weg will ich im Folgenden beschreiten (ohne damit die anderen genannten Möglichkeiten zu verwerfen). Inwieweit, so wäre also zu fragen, läßt sich das Unbewusste in den gelebten Beziehungen und Verhaltensweisen eines Menschen verorten, also in der *horizontalen* Dimension des gelebten Leibes und der Zwischenleiblichkeit? Wie weit kann eine solche Konzeption Elemente des Unbewussten bei Freud wiedergeben? – Ich werde im Folgenden zunächst eine Konzeption des Leibgedächtnisses und des von ihm konstituierten Beziehungsfeldes entwickeln und dann nach den Strukturen dieses Feldes fragen, in denen sich Unbewusstes gleichsam einnistet kann.

## Das Leibgedächtnis

Wenn wir, Merleau-Ponty folgend, den Leib nicht als den sichtbaren, tastbaren und empfundenen Körper auffassen, sondern in erster Linie als unser *Vermögen* zu sehen, zu berühren, zu empfinden, dann bezeichnet das *Leibgedächtnis* die Gesamtheit dieser leiblichen Bereitschaften, wie sie sich im Entwicklungsverlauf herausgebildet haben, also in ihrer historischen Dimension. In das Leibgedächtnis sind früher erlebte Situationen und Handlungen gleichsam eingeschmolzen, ohne daß sie sich noch als einzelne herausheben. Aus der Wiederholung und Überlagerung von Erlebnissen hat sich eine Gewohnheitsstruktur gebildet: Eingespielte Bewegungsabläufe, wiederkehrende Wahrnehmungsgestalten, Handlungs- und Interaktionsformen sind zu einem impliziten leiblichen Kennen oder Können geworden. Das Leibgedächtnis *vergegenwärtigt* die Vergangenheit nicht, sondern enthält sie als *gegenwärtig wirksame* in sich. Es führt nicht zurück zum Vergangenen, sondern bedeutet im Gegenteil die Möglichkeit, sich immer wieder einer ähnlichen Gegenwart zuzuwenden. Dieser Ansatz konvergiert mit Ergebnissen der neueren Gedächtnisforschung zur zentralen Bedeutung des *impliziten* Gedächtnisses, das unseren gewohnten Verhaltens- und Handlungsweisen ebenso zugrunde liegt wie unseren unbewussten *Vermeidungen* von Handlungen (Schacter 1999, Fuchs 2000c).

Der Leib ist also das Ensemble von gewachsenen Bereitschaften und Vermögen des Wahrnehmens, Handelns, aber auch des Begehrens und des Kommunizierens. Seine Erfahrungen, im Leibgedächtnis verankert, legen sich über die Umgebung wie ein unsichtbares Netz, das uns zu den Dingen und Menschen in Beziehung bringt. Er ist, wie Merleau-Ponty schreibt, unser beständiges Mittel, vertraute *«Haltungen anzunehmen»* und uns so *«Quasi-Gegenwarten zu verschaffen»*, d. h. unsere Vergangenheit zu aktualisieren und uns dadurch in Situationen einzurichten (Merleau-Ponty 1965, 215). Mehr noch: In den leiblichen Erfahrungsstrukturen ist auch der Andere immer schon enthalten, er ist im Ausdruck verstanden, im Begehren intendiert. Bevor ich darauf reflektiere, was ich gestisch oder sprachlich mitteile, stiftet mein Leib immer schon den Sinn des Miteinander-Seins; er gibt Ausdruck in Haltung und Gestik und reagiert zugleich auf den Eindruck des Anderen. Diese *«Zwischenleiblichkeit»* (Merleau-Ponty 2003, 256) bildet ein übergreifendes, intersubjektives System, in dem sich von Kindheit an leibliche Interaktionsformen bilden und immer neu aktualisieren. Sie umfasst das Selbst und die Anderen, Bewusstes und Unbewusstes: *«Die Anderen brauche ich nicht erst anderswo zu suchen: ich finde sie innerhalb meiner Erfahrung, sie bewohnen die Nischen, die das enthalten, was mir verborgen, ihnen aber sichtbar ist»* (Merleau-Ponty 1974, 166).

### Leibgedächtnis und Lebensraum

Das leibliche Gedächtnis bildet damit, ähnlich wie das Körperschema, nicht nur ein innerliches, auf den Leibkörper beschränktes System. Es konstituiert vielmehr ein sensomotorisches, libidinös besetztes und interaktives Feld, in dem wir uns als leibliche Wesen fortwährend bewegen und verhalten.

ten. Es bietet sich nun an, hier die Begriffe der Feldpsychologie Kurt Lewins (1969) heranzuziehen, insbesondere den Begriff des *Lebensraums*, und sie mit den Strukturen des Leibgedächtnisses zu verknüpfen, was ich im Folgenden skizzenhaft tun möchte. – Der Lebensraum ist zentriert um die Person und ihren Leib. Er ist nach Lewin charakterisiert durch erlebte *Qualitäten* wie Nähe oder Distanz, Enge oder Weite, Verbindung oder Trennung, Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit, und er ist strukturiert durch physische oder symbolische *Grenzen*, die der Bewegung Widerstand entgegensetzen. Daraus ergeben sich mehr oder weniger deutlich abgegrenzte *Bereiche* wie etwa der persönliche Nahraum um den eigenen Leib, das beanspruchte Territorium (Eigentum, Wohnung), die Einflussosphäre, die von jemandem ausgeht, aber auch Zonen des Verbotenen oder des Tabus. Der gelebte Raum ist weiter durchdrungen von spürbaren «*Feldkräften*» oder «*Vektoren*», in erster Linie anziehender oder abstoßender Art. Konkurrierende attraktive oder aversive Kräfte im Lebensraum führen zu typischen Konflikten wie Attraktion (*Appetenz*) versus Aversion, Attraktion versus Abtraktion usw. Sie können als einander widerstrebende Bewegungs- oder Möglichkeitsrichtungen betrachtet werden, die sich einem Menschen in einer Situation bieten.

Als ein anschauliches Beispiel für konfligierende Feldkräfte kann die Situation eines kleinen Kindes dienen, das zwischen Mutterbindung und Neugier hin- und hergerissen ist (vgl. Stern 1991, 101). Die Mutter ist zunächst der «sichere Hafen», gleichsam das Gravitationszentrum, das den erlebten Raum des Kindes so krümmt, dass es sich zunächst nur in ihrer Nähe bewegt. Der Raum erhält damit einen Gradienten, er wird «leerer», einsamer, je weiter das Kind sich von der Mutter entfernt. Zwar verdichtet er sich wieder um andere, fremde Personen, doch macht das Kind lieber einen Bogen um sie: Die Raumkrümmung in ihrer Nähe ist «negativ». Nach und nach lockern der kindliche Explorationstrieb und die ihm entsprechenden attraktiven Umgebungsreize das Band zur Mutter, so dass zunehmende Entfernung gegen den Gradienten möglich wird – allerdings nur bis das Band zu stark gedehnt wird und das Kind doch zur Mutter zurückläuft. – Das Beispiel kann zugleich illustrieren, dass den jeweiligen Feldstrukturen das Leibgedächtnis zugrunde liegt, in diesem Fall die Geschichte der Nähe- und Bindungserfahrungen, die das Kind mit seiner Mutter gemacht hat. Ein anderes sprichwörtliches Beispiel läge in dem Satz «Gebranntes Kind scheut das Feuer», der die aversive Wirkung des Leibgedächtnisses verdeutlicht. Ein drittes Beispiel schließlich geben die Zonen des Verbots, die die Bewegungsrichtungen des Kindes einschränken, so dass seine spontanen Regungen mit den elterlichen Imperativen interferieren, und zwar insofern sich diese als eine Negativität *in seinem Lebensraum selbst* niedergeschlagen haben.

Somit weist der Lebensraum entsprechend den jeweiligen Erfahrungen, Vermögen und Motiven einer Person unterschiedliche Bedeutsamkeiten, Relevanzen oder Valenzen auf. In Analogie zum physikalischen Feld treten «Gravitationswirkungen», unsichtbare «Krümmungen» des Raumes oder Barrieren auf, die spontane Bewegungen einschränken oder verhindern. Namentlich in der Psychopathologie begegnen wir vielfältigen Deformationen des gelebten Raums, etwa den Tabuzonen beim Anankasten oder den Vermeidungszonen beim Phobiker, die jeweils auf bestimmte, leibräumlich

strukturierte Vorerfahrungen zurückgehen, also wesentlich auf dem leiblichen Gedächtnis basieren.

### Zur Phänomenologie des Unbewussten

Damit habe ich in knapper Form einen Ansatz und eine Begrifflichkeit skizziert, die es erlauben, die Frage nach dem Unbewussten in veränderter Weise zu stellen und zu beantworten.

Wenn wir die topische Annahme eines Unbewussten jenseits des Bewusstseins, eines unabhängigen innerpsychischen Prozesses zurückweisen, der gleichsam von außen her auf das Erlebnissubjekt einwirkt, dann können wir nun fragen, ob das Unbewusste nicht als ein anderer Modus des Erlebens selbst zu denken ist, der sich in der *horizontalen* Dimension des gelebten Leibes und des gelebten Raumes manifestiert. Das Paradigma dafür wäre die Ambiguität des Leibes selbst, der *als sehender* doch immer unsichtbar bleibt, und dessen Bereitschaften mir oft nicht bewusst werden, sondern gerade von außen her entgegenkommen, nämlich in Gestalt der attraktiven oder aversiven Valenzen, der Aufforderungscharaktere und Feldstrukturen meiner Umwelt. Dieses Unbewusste wäre dann, wie Merleau-Ponty schreibt, «nicht in unserem Innersten zu suchen, hinter dem Rücken unseres "Bewusstseins", sondern vor uns als Gliederung unseres Feldes» (Merleau-Ponty 1986, 233). Es wäre die unerkannte Kehrseite unseres Erlebens und Verhaltens, oder sein anderer, zweiter Sinn.

Betrachten wir als Ausgangspunkt zunächst die Feldstruktur eines unterdrückten Wunsches. Heinrich von Kleist berichtet in seiner Erzählung *Der Brantweinsäufer und die Berliner Glocken* von einem trunksüchtigen Soldaten, der sich nach eindringlicher Belehrung und Bestrafung zur Abstinenz entschlossen hatte, jedoch nach drei Tagen alkoholisiert aufgefunden wurde. Befragt, wie es trotz aller guten Vorsätze zu dem Rückfall gekommen sei, rechtfertigte sich der Soldat, es müsse mit dem Teufel zugegangen sein, denn bei seinem Gang durch die Stadt habe er auf einmal in allen Glockenschlägen die Namen von Brantweinsorten herausgehört, also etwa im *Bimmeln* der Rathausglocke «*Kümmel! Kümmel!*», in der Domglocke «*Pommeranzen, Pommeranzen*», usw. Dieser heimtückischen Beschallung sei er schließlich unterlegen.<sup>4</sup> – Dieses humoristische Beispiel betrifft zwar nur einen durch willentlichen Vorsatz unterdrückten, nicht einen verdrängten Wunsch; es illustriert jedoch sehr schön die indirekte Weise, in der sich gegenläufige leibliche Impulse oder Triebregungen durchsetzen können, nämlich von außen her. Das Erlebnisfeld ist gleichsam durchsetzt vom unterdrückten Begehren, das sich schließlich an bestimmten Wahrnehmungen auskristallisiert, nämlich solchen, die sich durch hinreichende *Unbestimmtheit* ebenso wie *Ähnlichkeit* dazu anbieten, also in diesem Fall die verschiedenen Glockenschläge. Das Unbestimmte oder Vieldeutige ist der Ort, an dem ein latenter oder verborgener Sinn Gestalt annehmen kann. Die Triebregung oder der Wunsch, dem die Erfüllung versagt wurde, bricht sich auf einem Umweg und von außen her Bahn, so dass wir hier im Prinzip schon den Mechanismus der *Verschiebung* erkennen können. Das eigentlich Begehrte erfüllt sich in einem Ähnlichen.

Eine vergleichbare Interferenz von thematischen und unthematischen, leiblich zum Ausdruck kommenden Sinnrichtungen finden wir bei den vielfältigen Formen der *Fehlleistungen*. Das Sich-Verhören gleicht am ehesten dem Beispiel von Kleists Soldaten: Ein latent gewünschter Sinn wird aus einer ihm ähnlichen Lautfolge «herausgehört». Im *Versprechen*, *Verschreiben*, *Verlegen* etc. schiebt sich anstelle einer explizit beabsichtigten Handlung eine andere Intention dazwischen, so dass also buchstäblich «die rechte Hand nicht weiß, was die linke tut». Im *Vergessen* schließlich wird eine ursprünglich gefasste, jedoch unangenehme Intention ausgeblendet und durch andere, z. B. routinartige Handlungsabläufe ersetzt. Im spontanen, «von selbst» geschehenden leiblichen Wahrnehmen oder Handeln setzt sich also jeweils die latente Intention durch – in einer Verkehrung oder Verschränkung, die sprachlich in allen Fällen in der Vorsilbe *ver-* zum Ausdruck kommt. Freud spricht selbst davon, «dass die Fehlleistungen Ergebnisse der Interferenz von zwei verschiedenen Intentionen sind, von denen die eine die gestörte, die andere die störende heißen kann» (Freud 1940a, 56).

Entweder kann nun der Urheber der Fehlleistung sofort oder nach kurzer Überlegung ihren Sinn erkennen und sich selbst zuschreiben, oder er erlebt sie als «unsinnig», also sich selbst entfremdet; zum Beispiel des Versprechens schreibt Freud:

«Wenn wir sie [die dem Versprechen zugrunde liegende Absicht] nachträglich dem Redner vorführen, kann er sie als eine ihm vertraute anerkennen, dann war sie nur zeitweilig unbewusst, oder sie als fremd verleugnen, dann war sie dauernd unbewusst» (Freud 1940c, 77).

Freud stützt nun u. a. auf diesen Unterschied seine kategorische Trennung des Vorbewussten vom eigentlichen, dynamischen Unbewussten, das «durch lebendige Kräfte» vom Bewusstsein ausgeschlossen oder verdrängt werde (Freud 1943, 436). Der Mechanismus der Abwehr und der ihr entsprechende Widerstand gegen den latenten Sinn setzen offenbar voraus, dass die hemmende Tendenz und ihr Motiv ihrerseits dem Bewusstsein entzogen bleiben. Die Frage ist aber doch, ob dies die Etablierung eines eigenen innerpsychischen Raums des dynamisch Unbewussten rechtfertigt. Dagegen spricht schon der nur graduelle Unterschied zwischen einem zeitweilig und einem dauernd Unbewussten in Freuds erwähntem Zitat. In beiden Fällen haben wir es ja vor allem mit einer Doppelung von Intentionen zu tun, zu denen nur im zweiten Fall noch eine zusätzliche verdrängende Tendenz tritt. Wenn wir aber die «lebendigen Kräfte» der Verdrängung, von denen Freud spricht, nicht einer innerpsychischen Mechanik jenseits des Bewusstseins zuschreiben, sondern sie vielmehr als Feldkräfte auffassen, dann finden wir dafür durchaus Vorbilder im leiblichen oder Lebensraum.

Zu denken wäre zunächst an die körperliche *Schonhaltung* nach einer Verletzung: Unwillkürlich vermeidet man, das verletzte Glied gefährlichen Objekten auszusetzen und hält es zurück, ohne dabei noch an das Ereignis denken zu müssen. Die Vermeidungshaltung geht also in das implizite leibliche Gedächtnis ein. Weiter habe ich bereits die *Zonen des Verbots* erwähnt, denen sich das Kind gegenüberstellt, und die seiner Annäherung negative Feldkräfte entgegensetzen, solange bis es sie «von selbst» respektiert. Einen

Schritt näher zum dynamischen Unbewussten kommen wir bei Zonen oder Objekten des *Tabus*. Denn im Unterschied zum Verbot besteht die besondere Struktur und Wirkung des Tabus darin, dass es selbst gar nicht explizit formuliert, sondern durch das vermeidende Verhalten der anderen erzeugt wird, gewissermaßen als negative Krümmung des gemeinsamen Lebensraums um das Verbotene. Tabus sind am wirkungsvollsten, wenn sich die Mitglieder der Gemeinschaft ihrer gar nicht bewusst sind. Die Übertretung von Tabus wird auch nicht unbedingt durch offene Strafen geahndet; vielmehr stellen sich Gefühle von Scham-, Schuld oder Abscheu beim Verletzer des Tabus von selbst ein, verstärkt durch die Verachtung und das ausgrenzende Schweigen der anderen.

In all diesen Fällen wird also das Erleben und Verhalten von negativen, also abstoßenden oder «repulsiven» Feldkräften bestimmt, die ihre Wirkung aber gerade unthematisch ausüben, da sich das Subjekt gleich dem sprichwörtlichen «gebrannten Kind» nach und nach dem möglichen Konflikt entzogen hat. Die Vermeidung ist zu einem impliziten, leiblichen Verhaltensmuster geworden, so dass das potenziell Bedrohliche in der Umwelt nicht mehr bewusst erlebt wird. Dennoch treten die repulsiven Kräfte dem Bewusstsein nicht von außen her gegenüber, sondern als «das Andere seiner selbst». Sie bleiben koextensiv mit dem Erlebnisfeld, aber als sein Negativ. Die manifesten Gefühle der Angst, Schuld oder Scham, die bei der Überschreitung der Barrieren im Lebensraum auftreten, sind im Grunde schon vorher latent gegenwärtig und verleihen diesen Barrieren ihre affektive Besetzung.

Ebenso setzt nun auch bei einer Fehlleistung das dynamische Unbewusste seiner Bewusstwerdung Widerstand entgegen. Dieser Widerstand ist zwar selbst nicht bewusst, auch nicht implizit oder vorbewusst, aber er ist deshalb doch nicht etwas gänzlich außerhalb des Bewusstseins, sondern vielmehr eine *Zweideutigkeit oder Doppelbödigkeit des Bewusstseins selbst*; dergestalt dass das Subjekt, trifft es auf die Manifestation des verborgenen Sinns, zumindest ahnt, dass sie ihm eine *Frage* stellt, nämlich nach dem Anderen seiner selbst. Das Unbewusste, so schreibt Merleau-Ponty, «kann kein Prozess, in der dritten Person' sein, da es selbst ja auswählt, was von uns zur offiziellen Existenz zugelassen wird, da es die Gedanken oder Situationen umgeht, denen wir uns widersetzen, und also kein *Nicht-Wissen* ist, sondern vielmehr ein nicht-anerkanntes, unformuliertes Wissen, das wir nicht ertragen wollen. In einer noch ungenauen Sprache ist Freud hier im Begriff zu entdecken, was Andere treffender als *zweideutige Wahrnehmung* bezeichnet haben» (Merleau-Ponty 2003, 79).

Wir können diese Ambiguität des Bewusstseins noch an einem weiteren Abwehrmechanismus verdeutlichen, nämlich an der *Projektion*. Hier wird der Balken im eigenen Auge zum Splitter im Auge des anderen, das heißt, die eigenen Regungen und Motive, gegen die das Subjekt eine Abwehr errichtet hat, nimmt es stattdessen an seiner Mitwelt wahr. Auch diese Wahrnehmung ist freilich zweideutig, denn die übermäßige Heftigkeit, mit der die verpönten Regungen im Anderen bekämpft werden, leitet ihre Energie gerade von der Anstrengung ab, die zur Neutralisierung der eigenen Triebrengungen aufgewendet werden muss. Der blinde Fleck der Selbstwahrnehmung, darin ist

Freud zweifellos Recht zu geben, ergibt sich nicht aus einem bloßen Übersehen, sondern aus einer aktiven und affektiv besetzten Verdrängung. Dennoch bleibt diese Verdrängung das Werk und die Anstrengung des Subjekts selbst, nicht eines ihm äußerlichen Mechanismus.

### *Trauma und Wiederholung*

Wenden wir uns nun einem weiteren Phänomen zu, nämlich der unbewussten Wirkung eines emotionalen Traumas, die Merleau-Ponty in der «Phänomenologie der Wahrnehmung» zu deuten unternahm. Das Verdrängte, so schreibt er, gleicht dabei dem Phantomglied bei Amputierten, insofern in diesem ein vergangenes leibliches Vermögen fort dauert, das nicht mehr mit der Gegenwart übereinstimmt. Habituellem und aktuellem Leib geraten in Widerstreit zueinander. Ebenso bildet auch das Verdrängte eine «Leerstelle» der aktuellen Subjektivität (Merleau-Ponty 1965, 111), gleichsam das ausgesparte Negativ einer unbewältigten Erfahrung, die sich unmerklich vor jede neue Situation schiebt und damit den Traumatisierten in einer noch unvergangenen Vergangenheit festhält. «Diese Fixierung hat nicht etwa nur die Bedeutung einer Erinnerung, sie schließt im Gegenteil die Erinnerung aus, insofern ... die Vergangenheit [des Traumas, T. F.] ... sich ständig gleichsam hinter unserem Blick verbirgt, anstatt sich vor ihm zu entfalten. Die Traumaerfahrung wahrt ihren Bestand nicht in Gestalt einer Vorstellung des objektiven Bewusstseins und als datierbares Vorkommnis, vielmehr ist es ihr wesentlich, nur fortzuleben *in einem Stil des Seins und in einem gewissen Grade von Allgemeinheit*» (ebd., 108).

Diese Beschreibung weist das verdrängte Trauma dem leiblichen Gedächtnis zu: Denn dieses enthält, was sich «hinter dem Blick verbirgt» und nur in einem allgemeinen «Stil» der Existenz, nicht als explizierbare Erinnerung fortlebt. Die Verletzung ist in den Leib des Subjekts eingedrungen und hat eine dauerhafte Reagibilität, eine Abwehrbereitschaft hinterlassen. Der Traumatisierte wird hypersensibel gegenüber bedrohlichen, beschämenden oder in anderer Weise dem Trauma ähnlichen Situationen, auch wenn ihm diese Ähnlichkeit nicht bewusst ist, und versucht sie zu umgehen. «Das Widerstreben richtet sich auf einen bestimmten Erfahrungsbereich, eine bestimmte Kategorie, einen gewissen Typ von Erinnerungen» (ebd., 194). Dennoch kann das Opfer auf Schritt und Tritt auf etwas stoßen, das in ihm das Trauma wieder wachruft. Oft entwickelt sich daher eine permanente Angstbereitschaft und Nervosität, ein schreckhaftes Zusammenfahren, jedesmal wenn es läutet, ein Gefühl, verfolgt oder von Unbekannten beobachtet werden.

Eine eindrucksvolle Beschreibung finden wir in den Lebenserinnerungen des jüdischen Schriftstellers Aharon Appelfeld, der vom 7. bis 13. Lebensjahr den 2. Weltkrieg als Flüchtling in den Wäldern der Ukraine erlebte:

«Seit Ende des Zweiten Weltkriegs sind bereits über fünfzig Jahre vergangen. Vieles habe ich vergessen, vor allem Orte, Daten und die Namen von Menschen, und dennoch spüre ich diese Zeit mit meinem ganzen Körper. Immer wenn es regnet, wenn es kalt wird oder stürmt, kehre ich

ins Ghetto zurück, ins Lager oder in die Wälder, in denen ich so lange Zeit verbracht habe. Die Erinnerung hat im Körper anscheinend lange Wurzeln». – «Alles, was damals passierte, hat sich den Zellen meines Körpers eingepägt. Nicht meinem Gedächtnis. Die Zellen des Körpers erinnern sich anscheinend besser als das Gedächtnis, das doch dafür bestimmt ist. Noch Jahre nach dem Krieg ging ich nicht in der Mitte eines Gehsteigs oder Wegs, sondern immer dicht an der Mauer, immer im Schatten, immer eilig, wie einer, der flieht. ... Manchmal reicht der Geruch eines Essens, Feuchtigkeit in den Schuhen oder ein plötzliches Geräusch, um mich mitten in den Krieg zurückzusetzen... Der Krieg sitzt mir in allen Gliedern» – «...Hände, Füße, Rücken und Knie wissen mehr als die Erinnerung. Wenn ich aus ihnen schöpfen könnte, würden mich die Bilder nur so überfluten» (Appelfeld 2005, 57, 95f., 8f.).

Hier ist es keine bestimmte Episode, sondern eine ganze Lebensperiode, die sich dem Leib eingepägt hat, freilich tiefer und nachhaltiger als es das autobiographische Gedächtnis vermochte: Propriozeption, Tastsinn, Geruch, Gehör, ja sogar bestimmte Wetterbedingungen können unvermittelt die Vergangenheit wieder lebendig werden lassen, und selbst das leibliche Bewegungsmuster, nämlich der gehetzte Gang an der Mauer entlang, ahmt noch immer das Verhalten des Flüchtlings nach.

Die Wirkung des Traumas auf die Person lässt sich damit einerseits als eine spezifische Deformation ihres gelebten Raums auffassen, entsprechend einer unbewussten Vermeidungshaltung, die sie gegenüber angstbesetzten oder «*repulsiven Zonen*» einnimmt. Der gelebte Raum ist um diese Zonen herum gewissermaßen negativ gekrümmt und behindert die freie Entfaltung der Lebensbewegung. Auf der anderen Seite ist der Lebensraum aber auch durchsetzt von Ähnlichkeiten, in denen das Trauma dem Traumatisierten von außen her entgegenkommt, so dass er ihm vergeblich auszuweichen versucht. Denn in seiner Haltung, in seiner Einstellung, in seiner Wahrnehmungsbereitschaft trägt er selbst das Trauma fortwährend in seine Welt hinein.

Daran knüpft sich schließlich das psychoanalytische Konzept des *Wiederholungszwangs*. Ihm liegt die klinische Erfahrung zugrunde, dass Patienten immer wieder in das gleiche, meist schädliche Verhaltens- oder Beziehungsmuster hineingezogen werden, auch wenn sie dies auf bewusster Ebene zu verhindern versuchen. Der gelebte Raum ist gewissermaßen «positiv gekrümmt» um diese Regionen, d. h. sie üben eine unbemerkte *Attraktion* aus. Waren z. B. die frühen Erfahrungen eines Menschen durch missbrauchende und gewaltsame Beziehungen geprägt, so wird dieses Thema auch seine späteren Beziehungskonstellationen bestimmen. Die Formen des Missbrauchs mögen variieren, aber seine impliziten, im Leibgedächtnis niedergelegten Verhaltensmuster werden sich im Sinne einer Selbsterfüllung seiner Erwartungen auswirken und den vertrauten Typus von Beziehungen konstellieren. Diese unbewussten Inszenierungen, wie sie heute genannt werden, hat Freud als Formen der Übertragung natürlich gesehen. Wir müssen, so schreibt er:

«...bei der Analyse sagen, der Analytierte *erinnere* überhaupt nichts von dem Vergessenen und Verdrängten, sondern er *agiere* es. Er reproduziert es nicht als Erinnerung, sondern als Tat, er *wiederholt* es, ohne natürlich

zu wissen, dass er es wiederholt. Zum Beispiel: Der Analytierte erzählt nicht, er erinnere sich, dass er trotzig und ungläubig gegen die Autorität der Eltern gewesen sei, sondern er benimmt sich in solcher Weise gegen den Arzt» (Freud 1946, 129).

Über das zwischenleibliche Gedächtnis reinszeniert sich also die unbewusste Vorgeschichte der intersubjektiven Beziehungen. Damit aber ist das Unbewusste keine verborgene Kammer der Psyche mehr, sondern es ist eingewoben in die Lebensweise, in das leibliche Verhalten eines Menschen, als eine Substruktur, die ihm selbst verborgen bleibt, Anderen aber sichtbar wird, weil sie implizit letztlich immer auf die Anderen selbst gerichtet ist. Der «blinde Fleck» im Zentrum des Bewusstseins lässt sich damit auch als die andere Seite des intersubjektiven Verhältnisses auffassen, in dem unser eigenes Sein-mit-Anderen uns notwendig verborgen bleiben muss, so dass wir dieses Dunkel unserer selbst nur in der Kommunikation mit den Anderen erhellen können. Denn sie bewohnen in meiner Welt «...die Nischen, die das enthalten, was mir verborgen, ihnen aber sichtbar ist» (Merleau-Ponty 1974, 166).

### Zusammenfassung

Aus einer leibphänomenologischen Sicht erscheint das Unbewusste nicht als eine in der Tiefe, «unter dem Bewusstsein» angesiedelte, intrapsychische Realität. Vielmehr umgibt und durchdringt es das Bewusstseinsleben, so wie in einem Bilderrätsel die im Hintergrund verborgene Figur den Vordergrund umgibt, und so wie der Leib sich in seinem Fungieren selbst verbirgt. Es ist ein Unbewusstes, das nicht in der *vertikalen* Dimension der Psyche angesiedelt ist, sondern sich vielmehr in der *horizontalen* Dimension des gelebten Raums, vor allem in der Zwischenleiblichkeit des Umgangs mit den Anderen einnistet, als verborgene Kehrseite des Lebensvollzugs. Es ist ein Unbewusstes nicht im Inneren des Individuums, sondern in seinen Beziehungen zu den Anderen.<sup>5</sup>

Unbewusste Fixierungen gleichen bestimmten Einschränkungen im Möglichkeitsraum einer Person, hervorgerufen durch eine implizit immer noch gegenwärtige Vergangenheit, die sich dem Fortgang der Lebensbewegung verweigert. Deren Spuren sind aber nicht in einer psychischen Innenwelt verborgen, sondern manifestieren sich vielmehr als Verkehungen, «blinde Flecken», «Leerstellen» oder «Krümmungen» im gelebten Raum: in den Fehlleistungen und Fehlhandlungen; in den Beziehungsmustern, in die ein Mensch immer wieder hineingerät; in den Handlungen, die er vermeidet, ohne es zu merken; in den Räumen, die er nicht betritt, den Lebensmöglichkeiten, die er nicht zu ergreifen, ja gar nicht zu sehen wagt. Solche Spuren werden gleichsam als «Negativ» erkennbar, eben in Form der Hemmungen oder Unterlassungen, die für eine Person charakteristisch sind; sie können sich aber auch symbolisch oder körperlich aktualisieren, nämlich in neurotischen oder psychosomatischen Symptomen. Das Symptom ist insofern weder sinnlos, eine fehlerhafte Gewohnheit, wie die Lerntheorie annahm<sup>6</sup>, noch ist sein Sinn jenseits seiner selbst, im unbewussten Inneren zu suchen.

Er liegt vielmehr im zwischenleiblichen Ausdruck, d. h. er ergibt sich aus den Bedeutungen des Symptoms im interaktiven Feld, auch wenn sie nicht offen zugänglichen, sondern verstanden und gedeutet werden müssen.

Das Unbewusste ist somit die Abwesenheit in der Anwesenheit, das Nicht-Wahrgenommene im Wahrgenommenen (Merleau-Ponty 1986, 308f.). Wie eine Gestalt den Hintergrund, von dem sie sich abhebt, verbirgt, so verbergen das Bewusstsein, die Wahrnehmung und die Sprache die mit ihnen stets verbundene Kehrseite des Unbewussten, des Nicht-Wahrgenommenen und des Schweigens. Diese Kehrseite bleibt aber nicht völlig verborgen, sondern sie äußert sich in Verkehrungen, chiasmatischen Verschränkungen, in einer Zweideutigkeit des Bewusstseins: Man weiß etwas nicht *und* will es nicht wissen; man sieht etwas nicht *und* will es nicht sehen, d.h. man sieht absichtlich-unabsichtlich daran vorbei. Das Bewusstsein wird sich selbst nicht völlig durchsichtig, weil es sich vor sich selbst verbirgt.

Diese Doppelung des Bewusstseins entspricht der Ambiguität des Leibes, dessen Erscheinungsweise zwischen dem Thematischen und dem Unthematischen, dem Körperlichen und dem Leiblichen schwankt. Sie entspricht aber auch der ambivalenten, konflikthaften Gestalt unserer Existenz selbst, in der wir als leibliche Wesen uns doch immer unserer eigenen Trieb- und Naturseite gegenüberstellen können. Dies macht die Widersprüchlichkeit oder nach Plessner (1975) die «Exzentrizität» unseres Selbstverhältnisses aus, in dem Spontaneität und Reflexivität, Leibliches und Geistiges, Natur und Kultur, Bewusstes und Unbewusstes immer in Konflikt miteinander stehen. Man mag Freud daher vorhalten, dass selbst er es bei all seinem Skeptizismus mit dem Menschen noch zu gut gemeint habe, indem er nämlich sein Bewusstsein von diesem inhärenten Konflikt zu entlasten suchte und seinen Gegenwillen in den eigenen Raum des Unbewussten verlagerte – ihn damit der Verantwortung des Subjekts entziehend.

## Literatur

- Appelfeld, A. (2005) Geschichte eines Lebens. Berlin: Rowohlt.
- Bernet, R. (1997) Husserls Begriff des Phantasiebewusstseins als Fundierung von Freuds Begriff des Unbewussten. In: C. Jamme (1997), Grundlinien der Vernunftkritik. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 277–306.
- Binswanger, L. (1957) Freuds Auffassung des Menschen im Lichte der Anthropologie. In: Ders., Der Mensch in der Psychiatrie. Pfullingen: Neske.
- Charbonneau, G. (1999) De quoi «s'agit» l'inconscient phénoménologique? Lart du Comprendre: Herméneutique générale. Anthropologie Philosophique. Anthropologie Phénoménologique. Daseinsanalyse 8: 132–146.
- Eysenck H. J., Rachmann, S. (1972) Neurosen – Ursachen und Heilmethoden. Berlin: Deutscher Verlage der Wissenschaften.
- Freud, S. (1940a) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW Bd. 11. Frankfurt: Fischer.
- Freud, S. (1940b) Das Ich und das Es. GW Bd. 13. S. 235–289. Frankfurt: Fischer.
- Freud, S. (1940c) Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW Bd. 15. Frankfurt: Fischer.
- Freud, S. (1943) Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewussten in der Psychoanalyse. GW Bd. 8. Frankfurt: Fischer, S. 429–439
- Freud, S. (1946) Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. GW Bd. 10. Frankfurt: Fischer, S. 126–136.

- Freud, S. (1957) Studien über Hysterie (mit J. Breuer). GW Bd. 1. Frankfurt: Fischer, S. 77–312.
- Fuchs, T. (2000a) Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fuchs, T. (2000b) Psychopathologie von Leib und Raum. Phänomenologisch-empirische Untersuchungen zu depressiven und paranoiden Erkrankungen. Darmstadt: Steinkopff.
- Fuchs, T. (2000c) Das Gedächtnis des Leibes. Phänomenologische Forschungen, 5: 71–89.
- Fuchs, T. (2006a) Psychotherapie des «gelebten Raums». Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption. Psycho-Logik. Jahrbuch für Psychotherapie, Philosophie und Kultur, 1: 286–303.
- Fuchs, T. (2006b) Gibt eine leibliche Persönlichkeitsstruktur? Ein phänomenologisch-psychodynamischer Ansatz. Psychodynamische Psychotherapie (im Druck).
- Graumann, C. F. (1960) Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität. De Gruyter, Berlin.
- Henry, M. (1992) Radikale Lebensphänomenologie. Ausgewählte Studien zur Phänomenologie, hrsg. R. Kühn. Freiburg München: Alber.
- Husserl, E. (1952) Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. II. Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution. Den Haag: Nijhoff.
- Kleist, H. v. (1984) Sämtliche Erzählungen und andere Prosa. Stuttgart: Reclam.
- Lewin, K. (1969) Grundzüge der topologischen Psychologie. Bern: Huber.
- Merleau-Ponty, M. (1965) Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: De Gruyter.
- Merleau-Ponty, M. (1974) Die Abenteuer der Dialektik. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Merleau-Ponty, M. (1986) Das Sichtbare und das Unsichtbare. München: Fink.
- Merleau-Ponty, M. (2003) Das Auge und der Geist. Philosophische Essays. Meiner, Hamburg.
- Plessner, H. (1975) Die Stufen des Organischen und der Mensch. De Gruyter, Berlin.
- Romanyshyn, R. D. (1977) Phenomenology and Psychoanalysis. Psychoanalytic Review, 64: 211–223.
- Sartre, J.-P. (1962) Das Sein und das Nichts. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Schacter, D. L. (1999) Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Scheler, M. (1983) Die Stellung des Menschen im Kosmos (1928). 10. Aufl. Bern München: Francke.
- Stern, D. N. (1991) Tagebuch eines Babys. Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt. München: Piper.
- Stern, D. N. (1998a) Die Lebenserfahrungen des Säuglings. 6. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Merleau-Ponty M. Phénoménologie de la perception. Paris, 1945, S. V: «...es gibt keinen inneren Menschen: der Mensch ist zur Welt, er kennt sich allein in der Welt» (Merleau-Ponty, 1965, S. 7).
- <sup>2</sup> Bekanntlich erschienen sowohl Husserls *Logische Untersuchungen* als auch Freuds *Traumdeutung* im Jahr 1900.
- <sup>3</sup> Vgl. Freud, 1940b, 253.
- <sup>4</sup> Kleist, 1984. – Die Erzählung wird auch zitiert von Graumann (1960, 151) zur Veranschaulichung der motivationalen Grundlage der Perspektivität.
- <sup>5</sup> «...the latency of psychoanalysis is an unconscious that is *beneath* conscious life and *within* the individual, an *intrapsychic* reality that leads to a psychology of depth in the *vertical* dimension. ...The latency of phenomenology is an

unconscious which *surrounds* conscious life, an unconsciousness in the world, *between us*, an *ontological* theme that leads to a psychology of depth in the *lateral dimension*» (Romanyshyn, 1977).

- <sup>6</sup> «Die Lerntheorie unterstellt keinerlei ‚unbewusste‘ Ursachen, sondern betrachtet neurotische Symptome einfach als erlernte Gewohnheiten. Es gibt keine Neurose, die dem Symptom zugrundeliegt, sondern nur das Symptom selbst» (Eysenk u. Rachmann, 1972, 20).